

Barbara Hoynacki

Der Ahnenbaum und die Menschen,
die anders aussehen
- In der Heimat der Buschleute -

Namibia vom 15.09. - 21.10.1998,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Erste Eindrücke	266
Farmleben	269
Jagdfarm als Existenzsicherung	271
Mitbestimmung	272
Von Frauen und Straßenkindern	272
Ein Stück vom Kuchen	273
Wer sind die Buschleute?	274
Ilse Schatz und der Mediziner /Garugu //Khumob	276
Der Ahnenbaum und die Menschen, die anders aussehen	278
Jäger und Gejagte	279
Hilfe zur Selbsthilfe	280
Gespanntes Verhältnis	282
„Ombili“ heißt Frieden	283
Schulreform	285
Buschmannland	286
Das Geld verdienen die anderen	290
Nyae Nyae Development Foundation	291
Perspektiven	291



Barbara Hoynacki, geboren 1965 in Recklinghausen. Studium der Germanistik und Slavistik an der Ruhr-Universität Bochum.

Abschluss: Magister Artium. Sechswöchige Hospitation beim ZDF in Mainz im Sommer 1991. Freie Mitarbeiterin der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ) seit 1991. Volontariat bei der WAZ, seit 1998 als Redakteurin für die WAZ tätig.

Erste Eindrücke

WINDHOEK. 15. September 1998. 6.20 Uhr. Angekommen. Endlich! Über zehn Stunden in diesem verflucht engen Flugzeug. Dann auf dem Rollfeld der erste Kontakt mit Afrika. Wie das riecht. So süßlich - nach Steppengras. Doch irgendwie auch streng - wonach riecht das bloß? Nach Wildtieren?! Ringsum kilometerweit nur Sand, Gras und dürres Buschwerk. Die Landschaft ist durchzogen von den tiefen Furchen trockener Flussläufe. Übers Rollfeld geht's zu Fuß zur Passkontrolle. Mein Herz rast. Trotz Antragstellung vor Monaten: Das Einreisevisum - für ausländische Journalisten ein Muss in Namibia - war nicht mehr rechtzeitig vor Abflug in Deutschland angekommen. Frau Wilms von der Namibischen Botschaft in Bonn hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt. Resultat: Ein mageres Fax vom Ministry of Information and Broadcasting, in dem kurz bestätigt wird, dass es keine Einwände gegen meine Einreise gebe, das benötigte Visum würde ich vor Ort in Windhoek erhalten. Ob das reicht? Der Grenzbeamte starrt minutenlang auf das Schreiben, fixiert mich, sieht wieder auf das Dokument. Plötzlich verzieht sich sein Mund zu einem herzlichen Grinsen. Für welche Organisation ich denn arbeite? Für die Heinz Kühn Stiftung, sage ich. Er nickt beflissen. Wie lange ich bleiben will? „Oh, sechs Wochen nur.“ Er drückt den ersehnten Stempel in den Pass. Geschafft. Der Anfang ist gemacht. In der Eingangshalle des Flughafens sehe ich mich nach dem vom Reisebüro zugesagten Shuttle-Express meiner Mietwagenfirma um. Da, die Dame der TUI hält das Firmenschild hoch. Ich melde mich bei ihr: „Hoynacki? Ihr Reisebüro hat mir Ihr Kommen erst heute gemeldet, tut mir leid, in unserem Wagen ist kein Platz mehr für Sie. Nehmen Sie doch den Bus“, schlägt sie vor und marschiert trotz meines lautstarken Protestes eilig Richtung Ausgang. Der Pendelbus zur City ist weg. Taxis sind keine in Sicht. „TUI - schöne Ferien, Sie haben es sich verdient“, saust mir durch den Kopf. Zwei schwere Taschen und ringsum 45

Kilometer Steppe. „Probleme?“, fragt mich ein Schwarzer, der meine Misere offensichtlich beobachtet hat. Für 90 namibische Dollar (25 DM) könne er mich nach Windhoek bringen. Ich bin einverstanden. Gerry schnappt sich meine Taschen und führt mich zu einem VW Bus. Er ist freier Taxi-Unternehmer, erzählt er. Ohne Konzession allerdings. Gerry ist Ovambo.

Die Ovambo stellen mit einem Bevölkerungsanteil von 51,2% die größte der elf ethnischen Gruppen Namibias (Gesamteinwohnerzahl: ca. 1,7 Mio). Gerry lebt in Windhoeks Armenviertel Katutura (übersetzt etwa: „Der Platz, an dem wir nicht leben möchten“). Ein Vorort, in dem ausschließlich Schwarze leben. Angelegt während der Zeit der Apartheid - ähnlich wie Soweto bei Johannesburg - als Stadtteil mit eigener Infrastruktur. Es gibt ein Einkaufszentrum, Schulen, Kirchen und ein Krankenhaus. Doch nicht etwa, weil den Schwarzen nahe Versorgungswege geboten werden sollten, sondern vielmehr, um sie vom „weißen“ Windhoek fernzuhalten. Denn den weißen Stadtvätern war die „Old Location“, das alte Schwarzenviertel der Stadt, ein Dorn im Auge. 1959 begann man deshalb mit Zwangsumsiedlungen. Dreizehn Menschen, die sich widersetzen, wurden am 10. Dezember 1959 von Polizeikräften getötet. Heute ist dieser Tag in Namibia der „Tag der Menschenrechte“, ein öffentlicher Feiertag. Ursprünglich verfügte Katutura über ein relativ geordnetes Erscheinungsbild. Die Einheitshäuser - rund 45 qm groß - beherbergten eine Familie. Mittlerweile aber wohnen durch den Zuzug von Freunden und Verwandten bis zu zwanzig Menschen auf dieser Fläche, die oft durch provisorische Anbauten erweitert wurde. Und der Zustrom vieler Schwarzer aus anderen Landesteilen, die in der Hauptstadt auf Arbeit hoffen, ist ungebrochen. Schätzungen sprechen von mehr als 100.000 Menschen, die in dem Slumviertel leben. Nur wenige davon finden in der Hauptstadt eine Anstellung. Diejenigen, die einen Job bekommen konnten, laufen meist zu Fuß zu ihrer Arbeitsstelle. Die niedrigen Löhne (der Durchschnittslohn liegt noch immer bei 500 Namibische Dollar, eine DM entspricht ca. 3,5 ND) machen Bus oder gar Taxi für die Mehrheit unerschwinglich. Dennoch: Auch in Katutura ändert sich die Bauweise allmählich. In den letzten Jahren wurde dort viel gebaut und eine Reihe von modern anmutenden Häusern hebt sich von den Provisorien ab. Ein Zeichen dafür, dass es einigen Schwarzen gelingt, in die gesellschaftliche Mittelschicht vorzudringen.

Einer von ihnen mag Gerry sein, der mit seiner Pilotenbrille und der Golduhr am Arm nicht gerade einen verarmten Eindruck macht. „Die hohe Arbeitslosigkeit ist für alle Bevölkerungsgruppen das größte Problem in unserem Land“, sagt Gerry nachdenklich, nachdem er von mir erfahren hat, dass ich Journalistin bin und einen Bericht über die in Namibia lebenden Buschleute schreiben werde. Offizielle Zahlen sprechen von einer Arbeitslosenquote von über 40 %. Doch in den schwarzen Bevölkerungsschichten ist sie weit höher. In Windhoek liegt sie mittlerweile bei 80 %. Arbeitslosengeld gibt es nicht, auch keine staatliche Arbeitsvermittlung. „Wer hier überleben will, muss sich selbst etwas einfallen lassen“, sagt Gerry mit einem Schmunzeln, dem der Stolz, es selbst geschafft zu haben, anzumerken ist.

Ungefähr 40 Minuten dauert die Fahrt bis Windhoek. Gerry meistert die Schotterpiste mit rasender Geschwindigkeit. Der Linksverkehr ist ziemlich

gewöhnungsbedürftig. Rechts tauchen plötzlich graubraune Gestalten aus dem Busch auf. Eine Pavianherde überquert vor uns die Straße. Um 8.30 Uhr kommen wir in der Hotel-Pension Moni an. Mein Zimmer ist noch nicht fertig. Also mache ich mich auf zu einer Erkundungstour durch die Stadt. Fast alle Häuser haben Gitter vor Fenstern und Türen, sind durch hohe Mauern und Stromdrähte abgeschottet. Ist die Kriminalität so hoch? Oder sind das noch Altlasten des erst Ende der 80er Jahre beendeten Bürgerkrieges?

Namibia ist das jüngste unter den afrikanischen Ländern. Am 21. März 1990 wurde es, nach nahezu 20 Jahren Bürgerkrieg, von Südafrika in die Unabhängigkeit entlassen. Seitdem wird Namibia von der Partei des ehemaligen Gegenspielers des südafrikanischen Apartheidregimes, der SWAPO (South West African People's Organization), regiert. Bei den zweiten Wahlen 1994 errang die SWAPO die von der weißen Bevölkerung so sehr gefürchtete Zweidrittel-Mehrheit im Parlament: Regierungschef Sam Nujoma kann in seiner zweiten Amtszeit ohne Rücksicht auf die Opposition agieren und sogar die Verfassung ändern. Dass er aber bisher auf radikale Beschlüsse wie die immer wieder angedrohte Enteignung der Farmer verzichtete und statt dessen auf eine Politik der Versöhnung setzt, weist ihn als pragmatischen Politiker aus, der die Zukunft in einer multikulturellen Gesellschaft sieht.

Hektisches Treiben in Namibias über 200.000 Einwohner zählenden Hauptstadt. Von Armut ist jedenfalls auf den ersten Blick nicht viel zu entdecken. Europäischer Baustil und, wie überall in Europa auch, Läden links und rechts der Hauptgeschäftsstraße, der Independence Avenue (früher Kaiserstraße, auffällig viele Straßennamen erinnern noch heute an die deutsche Kolonialzeit). Windhoek, der Name der Stadt, ist auf den Nama-Häuptling Jonker Afrikaaner zurückzuführen. In Geschichtsbüchern heißt es, ihn hätten die bis zu 2.500 Meter hohen Berge um Windhoek an die Farm Winterhoek in der Gegend von Tulbagh/Kapprovinz (auf der er einige Zeit gelebt hatte) erinnert.

Himmel! Ein Möbelgeschäft mit Waren, die dem biedersten Gelsenkirchener Barock Konkurrenz machen würden. Der deutsche Einfluss ist allgegenwärtig. Ein Café in einer Seitengasse lädt zum Zwischenstopp ein. Erstaunt registriere ich, dass aus dem Radio hinter der Theke deutsche Schlagermusik dröhnt. An meinem Nachbartisch sitzt ein Schwarzer, ziemlich genervt. Er saß schon vor mir da, doch auf seinem Tisch kann ich kein Getränk entdecken. Als die weiße Bedienung mich bemerkt, kommt sie sofort auf mich zu. Keine Minute später steht das Gewünschte vor mir. Den Mann am Nachbartisch würdigt sie keines Blickes. Für ihn ist die schwarze Bedienung zuständig, wie ich wenige Augenblicke später erkennen muss. Trotz aller Bemühungen der heutigen Regierung sitzen die Keile, die das südafrikanische Protektorat zwischen die Bevölkerungsgruppen getrieben hat, tief.

Während ich zur Pension zurückschendere, fallen mir die vielen Jugendlichen auf, die in Grüppchen gelangweilt am Straßenrand stehen. Perspektivlosigkeit ist auch hier eines der zentralen Probleme. Mir klingen die Worte meiner Gastgeber Monika und Peter Breitenstein noch in den Ohren: „Wenn Sie einen Stadtbummel machen, verzichten Sie darauf, Ihren Rucksack mitzunehmen. Erst in der letzten Woche mussten wir einen Gast ins Krankenhaus

bringen. Taschendiebe hatten ihm den Rucksack vom Rücken geschnitten - und dabei nicht nur die Riemen durchtrennt, sondern auch gleich eine seiner Nieren.“ In den vergangenen Jahren ist die Kriminalität besonders in Windhoek und Namibias Küstenferienort Swakopmund sprunghaft gestiegen. Breitensteins selbst mussten das am eigenen Leib erfahren: Während sie sich in ihrer Pension um die Gäste kümmerten, wurde ihr in der Nähe liegendes Eigenheim zum zweiten Mal komplett ausgeräumt. Diebstähle und Autoaufbrüche sind an der Tagesordnung. Die Polizei ist machtlos. Das Budget der Ordnungshüter wurde für '98 mit 4,9 Mio ND so knapp bemessen, dass die Beamten noch nicht einmal in der Lage sind, ihre Dienstfahrzeuge zu unterhalten, und die Geschäftsleute - wie soeben in Windhoek - zu Spendenaktionen aufrufen. Windhoek, das wird mir schnell klar, ist ein Brennglas namibischer Wirklichkeit: Wohlstand und Armut, „heile und heillose Welt“ konzentrieren sich hier geographisch auf einen Punkt.

Farmleben

Namibias wirtschaftliches Kapital waren und sind seine natürlichen Ressourcen: Weideflächen, Fischgründe, Bodenschätze und ein bemerkenswerter Wildreichtum. Das größte ökologische Problem ist neben der fortschreitenden Erosion der Böden der Mangel an Wasser: Häufigkeit und Intensität der Niederschläge nehmen von Norden nach Süden und Westen hin ab. Während die Felder am Kavango dank reichlicher Regenfälle gedeihen, fällt im zentralen Hochland, wo die meisten Farmen liegen, zu wenig Regen für die Landwirtschaft. Deshalb haben sich die Farmer dort auf die Viehzucht spezialisiert: Rinder-, Schaf- und Ziegenherden bilden ihre Lebensgrundlage. Da ganzjährig wasserführende Flüsse fehlen und Regen nur in den nordöstlichen Landesteilen ausreichend fällt, muss man im Farmland Zentralnamibias, aber auch im Süden, auf die Grundwasserreserven zurückgreifen. Ob für die Viehtränke, für das Touristencamp oder bei der Uranverarbeitung: Das Wasser wird den unterirdischen Reservoirs entnommen und der Grundwasserspiegel sinkt. Bleiben zudem noch die mageren Regenfälle aus (wie zu Beginn der 90er Jahre im Süden und 1995/96 im östlichen Zentralnamibia), reichen auch diese Reserven nicht mehr. Die Existenzgrundlage der Farmer ist gefährdet und mit dieser auch diejenige der dort Beschäftigten (34 Prozent der Bevölkerung).

Windhoek stellt den Mittelpunkt eines besonders bedeutsamen Farmbezirks dar, der vor allem auf Rinderhaltung und Karakul-Schafzucht ausgerichtet ist. Rund 4.000 Farmen insgesamt gibt es in Namibia. Die durchschnittliche Größe der Anwesen liegt zwischen 3.000 und 8.000 Hektar. In der Regel sind sie nach wie vor in weißer Hand. Die Farmer sind die Hauptarbeitgeber der schwarzen Bevölkerung. Ich beschließe, eines dieser Landgüter exemplarisch unter die Lupe zu nehmen, und wähle die Farm Mon Desir bei Otjiwarongo, die von Caroline (31) und Joachim (29) Rust betrieben wird.

Joachim Rusts Urgroßvater war einst Chef des Kaiserlichen Reitstalls. Was ihn wohl bewogen hatte, 1892 in Berlin seine Koffer zu packen und nach

Südwestafrika zu ziehen? „Abenteuerlust“, schätzt Joachim Rust. Sechs Wochen dauerte damals die Reise mit dem Schiff. Vier weitere Wochen mit Pferd und Ochsenwagen von Swakopmund ins 356 Kilometer entfernte Windhoek. Joachim Theodor Rust war kein armer Mann. Hatte doch seine Familie wesentlichen Anteil daran, dass im 19. Jahrhundert die erste Tram durch Berlin tuckerte. 32.000 Reichsmark (heute wären das etwa 2 Mio DM) legte er damals für ein 16.000 Hektar großes Stück Land bei Windhoek auf den Tisch: die Geburtstunde der Farm „Ondekaremba“ („Platz, an dem Schafe gut weiden“), Land, das die deutsche Schutztruppe den Herero abgekauft hatte. Joachims Eltern, sein Bruder und seine Schwester leben noch heute dort. Doch mittlerweile hat sich das Farmgelände auf 7.300 Hektar verkleinert. Einen Teil verkaufte die Familie in Notzeiten, ein anderes Stück Land wurde dem Bau des Windhoeker Flughafens geopfert, der nur elf Kilometer von der Farm entfernt ist.

Von Landausverkauf durch die deutschen Einwanderer konnte damals noch nicht die Rede sein: 1903 waren knapp 4% des Herero-Landes in den Händen der Weißen. Die Herero kamen im 18. Jahrhundert von Norden über den Fluss Kunene in den mittleren Teil Südwestafrikas. Ab 1840 siedelten sie im Gebiet zwischen Grootfontein, Windhoek und Gobabis. Als nomadisches Bantuvolk betrieben sie Viehwirtschaft und vertrieben, versklavten oder töteten die Damaras, die dieses Gebiet vorher bewohnten. Zu Streitigkeiten zwischen den Herero und den Deutschen kam es nicht etwa wegen der Landverkäufe. Vielmehr fühlten sich die Herero durch die Hegemonieansprüche der deutschen Kolonialmacht bedroht. 1904 kam es zum Aufstand und am 11. August desselben Jahres zur entscheidenden Schlacht zwischen Hererokriegern und deutscher Schutztruppe am Waterberg Plateau. Die Schutztruppe kesselte die Herero in einem Tal ein und ließ sie verhungern und verdursten. Das Herero-Volk wurde dabei nahezu ausgerottet. Heute stellen sie nur noch 7,5 % der Gesamtbevölkerung.

Joachim und Caroline Rust übernahmen 1990 die Farm Mon Desir bei Otjiwarongo von der Familie Dedig. Dedigs hatten Milchkühe gezüchtet und Butter hergestellt, wie übrigens fast alle Viehzüchter in dieser Zeit, denn für Fleisch gab es zu wenig Geld. Als Rusts das Gelände kauften, hatte die Erosion - verursacht durch Überweidung - schon einen hohen Preis gefordert: Der kleine See hinter dem Farmhaus war ausgetrocknet, die Verbuschung des Bodens weit fortgeschritten. „Mit acht Rindern fingen wir an, heute weiden knapp 500 auf unseren 7.500 Hektar Land“, sagt Joachim Rust stolz. Und das, obwohl er seine Herde im zweiten Dürrejahr 1996 von 600 auf 140 Stück Vieh hatte reduzieren müssen. Wassermangel ist das größte Problem, mit dem die Farmer zu kämpfen haben. „Ökologische Rinderzucht nach den Richtlinien des Holistic Management“ das Mittel, mit dem die Rusts dem kargen Boden dennoch das Machbare abtrotzen. Ökologische Rinderzucht, Holistic Management - was damit gemeint ist, kann Joachim Rust wohl am besten selbst erklären: „15 bis 20 Hektar Weidefläche - je nach Bodenqualität - benötigt ein Rind. Um eine Überweidung zu verhindern, haben wir unser Land in 24 Parzellen eingeteilt, die in Etappen abgegrast werden: Erst weiden die 85 Mut-

tertiere mit den Kälbern, anschließend der Rest der Herde. Die Tiere werden von Gatter zu Gatter getrieben. So hat der erste Weidegrund über 15 Monate Zeit sich zu erholen, bis die Rinder sich dort abermals über das Gras hermachen können.“ Eine Methode, die sich bezahlt gemacht hat. Fast ausgerottete gute Grassorten konnten sich wieder erholen. Gute Gäser, das sind Pflanzen, die auch nach monatelanger Dürre noch grüne Triebe bilden. Gegen die zunehmende Verbuschung dagegen hilft nur eins: die Axt. In regelmäßigen Abständen zieht Joachim Rust mit seinen elf schwarzen Mitarbeitern über die Weiden und holzt die wild wuchernden Büsche ab: „Je weniger Büsche, desto mehr Gras wächst wieder nach.“ Das geschlagene Buschwerk wird entweder zu Holzkohle weiterverarbeitet oder in dem ausgetrockneten Flussbett zu einer natürlichen Barriere gegen den in der Regenzeit reißenden Strom aufgestapelt. 450 Tonnen Holzkohle exportierten die Rusts 1997 nach Deutschland und England. Ein schöner Nebenerwerb. Und eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Denn für die Köhlerei stellt Joachim Rust zusätzlich Saisonarbeiter aus Otjiwarongo an.

Ich wandere mit dem Farmer durch das trockene Flussbett des Ohakaue, das sich fast durch sein gesamtes Land schlängelt. Als Folge der Erosion hatte sich der Fluss immer tiefer ins Bett gegraben. Fällt der ersehnte Regen, fließt das Wasser mit rasender Geschwindigkeit. „Zu schnell, um von der Erde ausreichend aufgenommen werden zu können“, weiß Joachim Rust. Die Barrieren, die er mit Hilfe des losen Buschwerks errichtete, bremsen nun den Strom des Wassers ab und sorgen gleichzeitig dafür, dass sich das Bett durch Sandablagerungen allmählich wieder hebt. Innerhalb weniger Jahre hat er es auf diese Weise geschafft, den Fluss wieder langsamer fließen zu lassen. Der Boden wird besser bewässert, der Grundwasserspiegel steigt an. „In den vergangenen acht Jahren um ganze sechs Meter von 54 auf 48 Meter“, freut sich der Farmer. An manchen Stellen ist das Flussbett fast schon wieder so hoch wie das Ufer. Hier bilden sich Seen, ein Paradies für Fische und Vögel. Während wir langsam weitergehen, deutet der 29jährige auf die Spuren von Oryx, Kudu, Perlhuhn, Riesentrappe und Gepard. Die Wildtiere, die seine Farm ungehindert überqueren können (die Zäune sind extra so angelegt worden), betrachtet Joachim Rust nicht als Konkurrenz für seine Rinder. „Wildtiere grasen das Land nicht so rückhaltlos ab wie Rinder. Außerdem sind stetig wandernde Huftiere wichtig, um die Erosion des Bodens zu verhindern“, erläutert er, denn die Tritte lockern den Boden auf. „Und nur wo der Boden gelockert ist, hat die Saat beim nächsten kleinen Schauer eine Chance zu sprießen.“

Jagdfarm als Existenzsicherung

Doch das Wild hat für Rusts darüber hinaus noch eine andere existentielle Bedeutung. Auf Joachim Rusts Farm - wie auf unzähligen anderen namibischen Farmen auch - haben Besucher die Möglichkeit, auf die Jagd zu gehen. Wer etwa ein Kudu erlegen will, muss 1.000 DM berappen, eine Oryxantilope

wird für 750 DM zum Abschuss freigegeben, ein Springbock für 600 DM. „Nach den Dürrejahre waren wir finanziell am Ende“, sagt Joachim Rust. Die Familie habe vor der Wahl gestanden, die Farm aufzugeben oder sich etwas einfallen zu lassen. „Wir beschlossen, den Anbau unseres Hauses zum Gasthaus umzugestalten und Touristen einen Einblick in namibisches Farmleben zu ermöglichen“, erinnert sich Caroline. Das Jagdangebot sei für die Familie eine zusätzliche Möglichkeit den Betrieb über die Runden zu bringen. „Einmal im Monat muss ich eh auf die Jagd gehen, weil meine Leute Fleisch haben wollen“, sagt der Farmer und meint: „Also wenn das nun jemand für mich macht und dafür auch noch Geld zahlt, ist das doch eine gute Sache für beide Seiten.“ Geschossen wird bei Rusts nur das, was später auf dem Tisch landet. Geparden und Leoparden bleiben verschont. „Wer die Artenvielfalt in unserem Land erhalten will, muss schon in Kauf nehmen, dass das auch schon mal vier bis fünf Kälber im Jahr kosten kann“, findet der Farmer. Doch nicht nur für Jäger, auch für Touristen ist das Wild auf der Farm eine Attraktion. Ein Grund mehr für alle Farmer, die die Jagd zusätzlich im Angebot haben, ihren Tierbestand sorgfältig zu hegen. „Raubbau geht immer nach hinten los, damit vernichten wir doch letztlich nur unsere eigene Lebensgrundlage“, sind sich Joachim und Caroline Rust sicher. „Unser Ziel ist es, die natürlichen Ressourcen unseres Landes zu nutzen, ohne sie zu zerstören.“ Das bedeutet auch, dass die Rusts Wild dazukaufen, wenn der Bestand sich nach Dürreperioden zu sehr dezimiert hat.

Mitbestimmung

Farmleben bedeutet für Rusts auch, dass alle, die auf der Farm leben, über die Lage des Betriebs stets informiert sind. Jeden Monat setzt sich Joachim Rust mit seinen Mitarbeitern zusammen um sie über die aktuelle finanzielle Situation zu informieren. Gemeinsam wurde beschlossen, dass in der Feriensaison niemand Urlaub nimmt. Denn im Juli und August wird wegen des Gastbetriebes an sieben Tagen in der Woche gearbeitet. Als Ausgleich erhält jeder am Ende des Jahres einen Sonderbonus und kann statt der gesetzlich zugesicherten 24 auch schon mal 30 oder mehr Urlaubstage antreten. „Wir müssen zusehen, dass unsere Arbeiter selbst ein Stück vom Wohlstand abbekommen um den sozialen Sprengstoff zu entschärfen“, lautet Joachim Rusts Devise.

Von Frauen und Straßenkindern

Wohlstand fängt für Rusts gleich bei den Unterkünften an: Schon beim ersten Rundgang über die Farm fiel mir auf, dass jeder Arbeiter ein eigenes, wenn auch kleines Haus besitzt. Kleine gemauerte, weißgetünchte Häuser mit einer Feuerstelle, einem Gemüsegarten und einem Viehgatter. Das ist in Namibia keine Selbstverständlichkeit, leben doch die meisten Farmarbeiter

nach wie vor in Wellblechhütten mit Stoffetzen vor den Eingangstüren.

Besonders benachteiligt sind Frauen, die auf Farmen als Hausangestellte arbeiten. Noch heute unterscheidet sie nicht viel von den Leibeigenen von damals. Gut 150 ND erhalten sie monatlich. Kost und Logis sind frei. Kinder auf die Farm mitzubringen ist verboten. „Das erklärt die hohe Zahl der Straßenkinder“, berichtet Gisela Mittendorf, eine deutsche Lehrerin, die in Windhoek unterrichtet. Warum geben sich aber so viele Frauen dennoch mit den schlecht bezahlten Arbeitsstellen zufrieden? „Oft hatten sie einfach keine Gelegenheit und kein Geld für eine bessere Schulbildung“, weiß die Pädagogin. In vielen Fällen habe es ihnen aber auch eine frühe Schwangerschaft unmöglich gemacht, die Schulausbildung abzuschließen. Dadurch werde es für sie schwer, sich weiterzubilden, einen Beruf zu erlernen und so einen besser bezahlten Arbeitsplatz zu finden. Und noch eines sollte man wissen: „Kindererziehung ist Frauensache, nur in Ausnahmefällen fühlen sich die Väter verpflichtet, Mitverantwortung für Versorgung und Ausbildung ihrer Kinder zu übernehmen“, sagt Gisela Mittendorf. Das liege hauptsächlich an der traditionellen Sozialordnung.

Die meisten Völker Namibias sind matrilineare Gesellschaften. In diesen Gesellschaften sind Männer, die in einer matrilinearen Beziehung zu ihren Blutsverwandten stehen, Träger der Macht. Deshalb bekleidet nicht der Vater, sondern der Bruder der Mutter die wichtigste Stellung gegenüber den Kindern. Die Söhne sind die zukünftigen Erben ihres Onkels mütterlicherseits. Alle Kinder gehören ausschließlich der Familie ihrer Mutter an. Nicht selten haben Frauen acht oder mehr Kinder. Und nicht selten stammen diese Kinder von verschiedenen Vätern ab. Während die Frauen früher auf Gehöften in der Nähe ihrer Verwandten lebten und durch diese einigermaßen sozial abgesichert waren, zieht es sie heute auf der Suche nach Arbeit in die Nähe der Städte. Und dort sind sie auf sich allein gestellt. Eine staatliche soziale Absicherung existiert nicht, ebensowenig eine gesetzliche Verpflichtung der Väter zur Unterhaltszahlung. Also nehmen die Frauen jede Stelle an, die sich bietet, und die Kinder bleiben häufig sich selbst überlassen. In Windhoeks Vorort Katutura entschlossen sich mittlerweile mehrere Mütter dazu, in ihren Privatwohnungen Tagesstätten für fremde Vorschulkinder einzurichten. Diese Kinder sind auf finanzielle Unterstützung angewiesen, denn oft können sich die Mütter den Minimalbeitrag von 50 bis 70 ND monatlich nicht leisten. Gisela Mittendorf gründete deshalb das Patenschaftsprogramm „Katutura Kinder“. Sie sucht in Deutschland für besonders arme Kinder Paten, die mit 50 DM Monatsbeitrag helfen, die Grundversorgung des Kindes zu sichern.

Ein Stück vom Kuchen

„Gerade bei jungen Farmern setzt sich allerdings mehr und mehr die Einsicht durch, dass sie ihren Leuten ein Stück vom Kuchen abgeben müssen“, meint Joachim Rust. Dahinter steckt nicht allein ein plötzlicher Sinneswandel, sondern eben auch einfach die Furcht davor, sonst vielleicht eines Tages

durch Enteignung alles zu verlieren. „Ein kleiner Teil der Menschen hier besitzt den Großteil des Geldes, der Rest aber wird immer ärmer. Diesen Prozess müssen wir stoppen“, sagen die Rusts. „Verschenkt darf aber auch nichts werden, denn dann haben die Dinge keinen Wert.“ Eine Erfahrung, die Joachim Rust machte, als er seinem Vorarbeiter Lukas eine Kuh schenkte: Der Ovambo verkaufte das Tier noch am gleichen Tag weiter. Dabei war es eigentlich als Grundstock für eine eigene kleine Herde gedacht. Joachim Rust versuchte es mit einem Trick. Lukas erzählt: „Er bot mir eine Gehaltserhöhung an, von der ich mir selbst Vieh zulegen sollte.“ Die Gehaltserhöhung habe er wohl haben wollen, nur Vieh wollte er sich davon nicht kaufen.

„Bei uns gibt es keine Rentenzahlungen, nur ganz bedürftige Leute erhalten 160 ND im Monat, ich dachte, wenn ich meinen Vorarbeiter überzeugen könnte, sich selbst einen gewissen Wohlstand als Altersvorsorge anzuschaffen, würden vielleicht auch die anderen seinem Beispiel folgen“, erinnert sich Joachim Rust. Der Farmer stellte seinen Vorarbeiter vor die Wahl: „Gehaltserhöhung, die angelegt wird, oder es gibt kein zusätzliches Geld.“ Lukas entschied sich für die Erhöhung. Heute ist er stolzer Besitzer von acht Tieren. Dass Besitz nicht nur Vergnügen bereitet, sondern gelegentlich auch Sorgen, hat er allerdings auch schon erkennen müssen: Viehdiebe wollten sich aus der Herde der Rusts, bei der nun auch seine Tiere stehen, bedienen. „Früher hat ihn das nie interessiert, doch wenn er jetzt hört, dass in unserer Gegend Viehdiebe unterwegs sind, warnt er mich sofort“, erzählt Joachim Rust lachend. Die anderen Arbeiter dagegen machten bisher vom Angebot des Farmers keinen Gebrauch: „Die denken einfach nicht an später, haben das nie gelernt“, meint der Farmer. Rund 1.200 ND verdienen seine Arbeiter. Wer sich für besondere Aufgaben qualifiziert, bekommt mehr. Damit liegt der Gehaltsspiegel auf Rusts Farm 700 ND über dem Landesdurchschnitt. „Die Arbeit auf einer Farm ist hart, wenn ich nicht genügend Anreiz biete, wandern die guten Leute in die Städte ab“, bringt es Joachim Rust auf den Punkt.

Lukas (32) zählt zu den 65 % Analphabeten des Landes. Er kann seinen Namen schreiben, ein paar Zahlen - das war's auch schon. „Ohne Bildung aber haben wir Schwarzen keine Chance“, ist sich der Vorarbeiter sicher. Deshalb sorgt er mit seinem Verdienst dafür, dass wenigstens seine jüngeren Geschwister die staatliche Schule in Otjiwarongo besuchen können. „Mein Bruder David (19) studiert heute an der Universität in Windhoek, er will Mathematik- und Physiklehrer werden“, erzählt Lukas stolz. Er ist sich sicher: Der kommenden Generation eine gute Ausbildung zu ermöglichen ist das Fundament, auf dem die Zukunft des Landes aufgebaut werden muss.

Wer sind die Buschleute?

Knapp 100.000 Buschleute leben heute noch im südlichen Afrika, ca. 38.000 davon in Namibia (Quelle: Kalahari Peoples Fund 1996). Der Name „Buschleute“ geht auf das holländische „Bosjesmans“ zurück. So bezeichneten die Kolonisten an der Südspitze Afrikas die kleinen Bevölkerungs-

gruppen im Hinterland, die als Nomaden umherzogen und vom Sammeln und Jagen lebten. Die Bezeichnung „Bosjesmans“ aber wurde schon bald zum Synonym für Banditen oder Herumtreiber, denn sie raubten gelegentlich das Vieh der Siedler. Bis in unser Jahrhundert behielt dieser Name diese negative Konnotation. Eine unkritische Übernahme der Bezeichnung ist auch deshalb problematisch, weil unter „Buschleuten“ Menschen zusammengefasst werden, die weit voneinander entfernt leben, verschiedene Sprachen sprechen und vielfältige kulturelle Traditionen entwickelten. Die „Buschleute“ selbst haben in ihrer Geschichte keine Vorstellung von einer ethnisch-kulturellen Gemeinsamkeit und sahen sich selbst nie als Einheit. Erst in den letzten Jahren ist ein politisch motiviertes Solidaritätsgefühl unter ihnen entstanden. Soziales Abseits, Armut und Benachteiligung sind alltägliche Erfahrungen, egal in welchem Staat des südlichen Afrika sie leben. Bosjesmans, Buschleute, San, Basarwa, Remote Area Dwellers - Fremdbezeichnungen, die sie von ihren weißen und schwarzen Nachbarn erhielten und in denen sich deren Geringschätzung ausdrückt. In der Wissenschaft haben sich die Bezeichnungen Buschleute und/oder San in Ermangelung eines anderen Oberbegriffs dennoch durchgesetzt.

Die Buschleute gehören der Khoisan-Sprachfamilie an. Das Khoisan ist die kleinste der vier Sprachfamilien auf dem afrikanischen Kontinent. Merkmal: die Schnalz- oder Klicklaute am Anfang von Worten oder Silben. Das Khoisan wird in Nord-, Zentral- und Süd-Khoisan unterteilt. Das Nord-Khoisan oder !Kung (! = alveolarer Schnalzlaut, ähnlich dem Knallen eines Flaschenkorkens) gliedert sich in drei Dialektgruppen. Die nördlichen !Kung leben im Waldgebiet des südlichen Angola. Sie selbst nennen sich !ǃO!Xu (= Waldmenschen). Nach dem Ende des Bürgerkrieges, der in Angola in den 70er und 80er Jahren tobte, flohen viele !Kung nach Namibia. Wenn allerdings in Namibia von !Kung die Rede ist, sind meist die östlichen !Kung gemeint, die sich als Ju/ǀhoan (/ = dentaler Schnalzlaut, wie das von einem Kopfschütteln begleitete, stimmlos ausgesprochene „tete“) bezeichnen. Sie leben in der wild- und pflanzenreichen nördlichen Kalahari auf beiden Seiten des Grenzzauns zwischen Namibia und Botswana. Die zu den westlichen !Kung zählenden !Xu leben im Norden Namibias, im Kavangoland sowie im nördlichen Teil des Farmlandes.

Die Herkunft der ebenfalls zu den Buschleuten gerechneten Hai-//ǀom (// = lateraler Schnalzlaut, ähnlich dem Geräusch, das man zum Antreiben eines Pferdes macht) ist noch nicht geklärt. Berichte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeugen, dass die Buschleute Handelsbeziehungen zu anderen Völkergruppen pflegten. Mit ihren bantusprachigen Nachbarn handelten sie Eisenwaren, Tontöpfe, Glasperlen, Tücher, Tabak und Cannabis gegen gegerbte Häute, Straußenfedern, Schmuck aus Straußeneischalen sowie Hörner und Schlangenhäute. Siedlungsgebiet der Hai-//ǀom ist die Region um den Etosha-Nationalpark, aus dem sie 1954 vertrieben wurden. Sie handelten mit Salz aus der Etosha-Pfanne und beuteten um Tsumeb Kupferminen aus, deren Lage sie geheimhielten. Das gewonnene Kupfer verkauften sie an die Ovambo. Den Ovambo-Häuptlingen mussten sie Tributzahlungen in Form von

Salz, Kupfer und Vieh leisten. Sie arbeiteten für sie als Leibwächter, Henker, Spione, Boten, Jäger oder Feldarbeiter. Kriegerische Auseinandersetzungen gab es vor allem mit den viehzüchtenden Gruppen. Zu Kämpfen kam es etwa mit den Herero, die von Süden in das Gebiet der Buschleute vordrangen. Dem Hai-//iom-Führer Tsameb gelang es, die verschiedenen Clans zum Widerstand gegen die Herero zu vereinen und gemeinsam mit den Nama die Herero zum Rückzug zu zwingen. Sein Sohn Aribib setzte den Widerstand gegen die Herero und später auch gegen die Deutschen fort. Gegen Ende der 1890er Jahre war er so mächtig, dass die Deutschen sich gezwungen sahen, Verträge mit ihm abzuschließen. In ihnen wurde Aribib als Häuptling aller westlichen Buschleute anerkannt. Nach Aribis Tod im Jahre 1905 zerbrach die Allianz der Hai-//iom. Nun wurden sie sowohl von den Herero als auch von den Deutschen gejagt und an die Ränder des Etosha-Wildparks gedrängt. Erfolgsgestreitigkeiten verhinderten, dass sich die Hai-//iom wieder unter einem Führer zusammenschlossen. Die meisten Hai-//iom leben heute im nördlichen Farmdistrikt um die Städte Grootfontein, Tsumeb und Outjo, einige auch im Gebiet der Ovambo im Norden.

Die KxoÈ siedeln am Okavango, im Caprivi-Zipfel und in Südostangola. Sie haben teils schon lange in Gemeinschaft mit bantusprachigen Ackerbauern, vor allem den Mbukushu, gelebt und neben der Jagd und dem Sammeln auch Gartenbau betrieben. Die Gruppen in den Sumpfgebieten des Okavango-Deltas, wie die //Anikhoë, hatten sich auf den Fischfang spezialisiert.

Die Khoisan-Völker kannten entgegen sich hartnäckig haltender Vorurteile eine große Bandbreite an Überlebensstrategien und hatten durchaus auch einige große Clanchefs in ihren Reihen.

Ilse Schatz und der Mediziner /Garugu //Khumob

Leider war es mir in den sechs Wochen meines Afrika-Aufenthaltes nicht möglich, mich mit allen in Namibia ansässigen Khoisan-Völkern zu beschäftigen. Wegen der Kürze der Zeit beschränkte ich mich auf die um den Etosha-Nationalpark lebenden Hai-//iom und die östlichen !Kung (Ju/ihoan). Bei meinen Nachforschungen über Land und Leute erkannte ich schnell: Wer in Namibia etwas über die Hai-//iom wissen will, kommt an Ilse Schatz nicht vorbei. Ilse Schatz lebte einst als Farmersfrau unter Buschleuten. Heute leitet sie das Museum von Tsumeb. Dort haben wir uns für den 28. September 1998 verabredet.

Geboren wurde Ilse Schatz 1929 in Grootfontein. Sie erzählt: „In meiner Jugend lebte ich mit meiner Familie im Grootfonteiner Distrikt. 1953 heiratete ich Wolfgang Schatz und zog mit ihm auf die Farm Otjiguinas meines Schwiegervaters, Gustav Schatz.“ Otjiguinas wurde ihre neue Heimat - ein Stück Land, das an den Otjikotsee bei Tsumeb grenzt. Dort lernte sie die Hai-//iom kennen, die auf der Farm ihres Schwiegervaters arbeiteten. „Ich verstand ihre schwierige Sprache nicht, habe sie in all den Jahren trotz mancher Mühe auch nie gelernt. In die muss man wohl, wie meine Kinder, hineingeboren

werden“, meint die 69jährige. Dafür beherrschte sie Otjiherero. Eine Sprache, die auch viele der Buschleute sprechen konnten, auch der dort lebende Mediziner /Garugu, mit dem sie im Laufe der Jahre eine tiefe Freundschaft verbinden sollte. Doch zunächst verhielt sich gerade /Garugu dem neuen Farmmitglied gegenüber sehr distanziert. Von den anderen Hai-//iom dagegen wurde Ilse Schatz schnell akzeptiert: „Ich hatte einen engen Kontakt zu unseren Mitarbeitern und deren Familien“, sagt sie rückblickend. „Waren sie krank, kamen sie zu mir. Wurde ein Baby geboren, musste ich dabei sein.“ Je länger sie auf der Farm lebte, desto mehr begann sie sich für die Sitten und Gebräuche der Hai-//iom zu interessieren. In den 60er Jahren, „als Otjiguinas durch schlechte Regen kaum noch Weide hatte“, zog ihr Mann vorübergehend mit einem Teil des Viehs auf eine andere Farm. Sie blieb mit den Kindern allein zurück: „Abends hörte ich die Buschleute tanzen und singen. Im Dunkeln schlich ich mich in ihre Nähe.“ Aber da dem geschulten Gehör und Auge eines Buschmannes so schnell nichts entgeht, hörten Tanz und Gesang sofort auf, als die Farmersfrau sich näherte. „Manchmal setzte ich mich auch einfach zu ihnen, in der Hoffnung, dass sie weitermachen, es war aber immer vergebens.“ Einmal fragte sie den Mediziner, warum sie ihre Tänze unterbrechen, wenn sie dazu kam. Er antwortete ihr: „Du bist weiß, du verstehst mich und meine Dinge doch nicht.“

Erst als ihr im Haushalt ein junger Hai-//iom Namens //horugu !Kariseb half, gelang es ihr, mehr über die Welt der Buschleute zu erfahren. //horugu war auf Ojiguinas geboren, hatte einige Jahre in Tsumeb die Schule besucht. „Er sprach perfekt Afrikaans und wir zwei verstanden uns gut“, erinnert sich Ilse Schatz. Mit ihm eröffnete sie auf Otjiguinas eine kleine Buschmannschule, deren Lehrer //horugu wurde. „Ihn konnte ich endlich nach den Sitten und Gebräuchen der Buschleute fragen - er verriet mir auch immer, welche Zeremonien der Mediziner gerade durchführte.“ Eines Tages erzählte er ihr: „Heute abend heilen drei Mediziner Kranke.“ Wieder trieb Ilse Schatz abends die Neugierde zu den Hai-//iom. Und nach 20 Jahren bot ihr /Garugu erstmals kommentarlos einen Baumstumpf als Sitzgelegenheit an - und fuhr mit seinen Zeremonien fort. „Von dem Tag an lud er mich immer zu seinen Heilungszeremonien oder anderen Handlungen ein.“

Für Ilse Schatz eröffnete sich seither eine der überaus seltenen Möglichkeiten, weitergehende Einblicke in die Traditions- und Glaubenswelt der Hai-//iom zu bekommen. Anfangs dachte sie, dass das, was sie in der Buschmann-Siedlung sah und hörte, die allgemeinen Sitten und Gebräuche der Hai-//iom seien. „Schon bald aber kam ich dahinter, dass von allgemein gar keine Rede sein konnte.“ Und sie erfuhr auch, woran das lag: „Die Buschleute waren nie ein gemeinsames Volk mit einem Oberhaupt, sondern sie lebten in Sippen mit Sippenältesten und diese bestimmten stets auch die Sitten und Gebräuche ihrer Sippe.“ Die Hai-//iom, die auf ihrer Farm lebten, stammten von Namutoni, Otjikoto, Tsumeb, Guinas und Bobos. Als sie einmal einen Buschmann von Otjikoto fragte, wie seine Sippe ihre Toten beerdigt, antwortete er: „Sitzend, verschnürt in einem runden Loch, aber so, dass er mit dem Gesicht zur aufgehenden Sonne schaut!“ Dagegen sagte ihr ein Hai-//iom von Namutoni: „Ein Toter wird sitzend verschnürt, meist in ein verlassenes Erdferkelloch

gesteckt, welches man gut mit Steinen verschließt. Aber sein Gesicht muss dabei den Westen schauen, denn so wie die Sonne im Westen schlafen geht, so soll der Tote nun auch schlafen!“ Widersprüche dieser Art hörte sie viele Male und erlebte so selbst, wie tückisch es sein kann, vorschnell zu verallgemeinern.

Hai-//iom bedeutet „Baumschläfer“. Denn die Buschleute, die in der Etoschapfanne lebten, schliefen in der Regenzeit wegen der Moskitos - und nicht wegen des Raubwildes, wie so häufig behauptet - in den Bäumen. „In ihrem Gebiet gibt es viele Pfannen, die sich in der Regenzeit mit Wasser füllen und zu stehenden Gewässern werden - die idealen Brutplätze für Moskitos“, erzählt Ilse Schatz. Doch die Buschleute wussten sich zu helfen. Ilse Schatz: „Sie bauten sich in Astgabeln aus Zweigen eine Schlafstätte. Unter dem Baum stellten sie einen Rauchfang auf, welchen sie aus Holz oder Bast herstellten. In diesem Rauchfang, der nur eine Öffnung nach oben hatte, damit der Rauch nach oben abzog, machten sie Feuer aus Tambutiholz, das auch nass noch brennt, da es sehr teerhaltig ist. Außerdem riecht es stark und den Geruch mögen die Moskitos nicht. So zog also der Rauch nach oben und vertrieb die Plagegeister.“

Die meisten Einzelheiten über die Hai-//iom erfuhr Ilse Schatz von /Garugu. So manchen Abend lauschte sie am „heiligen Feuer“ seinen Berichten. /Garugu, so erfuhr sie, war im Hererokrieg in Audib im Tsumeb Distrikt geboren worden. Sein Vater hieß Karisoab und seine Mutter //Kumos mit Nachnamen. „Bei den Frauen endet der Familienname immer mit einem s und bei den Männern mit einem b“, erläutert sie. /Garugu war der Erstgeborene. Ein Mediziner könne das Kind seiner Schwester, egal ob Junge oder Mädchen, als Nachfolger heranbilden. Dies täten sie aber nur im Notfall. Sie bevorzugten Kinder, die in jungen Jahren furchtbar krank waren, oder eine Person, die vom Blitz getroffen wurde und überlebte. „Bei /Garugu waren alle Bedingungen, ein Mediziner zu werden, vorhanden“, so Ilse Schatz. Der Bruder seiner Mutter sei ein großer Mediziner gewesen und er selbst war als Kind sehr krank. „Er hatte in den Knien furchtbare Schmerzen und wurde oft ohnmächtig.“ Für seinen Onkel der ideale Nachfolger. Er ging mit ihm in den Busch, zeigte ihm die Heilkräuter und unterrichtete ihn, wie man sie in Krankheitsfällen anwendet.

„Bei den Hai-//iom gibt meist die Tante mütterlicherseits dem Neugeborenen einen Namen. Man nennt sie Megis“, erläutert Ilse Schatz. Diese Megis spiele im Leben des Kindes eine fast größere Rolle als die eigene Mutter. So ging /Garugu als Kind auch immer mit seiner Megis in den Busch um Beeren, Knollen und Honig zu sammeln. Sie zeigte ihm die essbaren Pflanzen und lehrte ihn die Gefahren, die im Busch lauerten, zu meiden.

Der Ahnenbaum und die Menschen, die anders aussehen

Ilse Schatz zeichnete die Entstehungsgeschichte der Hai-//iom auf, die ihr /Garugu erzählte: „Anfangs gab es nur Männer auf der Welt, die alleine durch die Gegend zogen, und es wäre langweilig auf Erden gewesen. Eines

Tages ging ein junger Hai-//iom-Jäger in aller Frühe auf die Jagd, dabei sei er auf einen großen Ahnenbaum gestoßen (die Buschleute erkoren oft einen der jahrtausendealten Affenbrotbäume oder Baobabs zum Ahnenbaum ihrer jeweiligen Sippe. Im Gebiet der Hai-//iom gibt es ebenfalls eines dieser urzeitlichen Gewächse). Um den Ahnenbaum tanzten wunderschöne junge Menschen. Diese hätten von hinten ausgesehen wie die Männer, von vorne sah ihr Körper aber anders aus. Eine alte Ahnenfrau bewachte sie, und als die Sonne aufging und etwas höher stieg, klatschte sie in die Hände, wonach diese Menschen samt Ahnenfrau im Baum verschwanden. Daraufhin rannte der Jäger nach Hause und erzählte den Männern, dass es Menschen gebe, die vorne anders aussahen. Nun waren sie alle ganz aufgeregt und berieten, dass jeder Mann ein schönes Schamfell und eine Puderdose aus Schildkrötengehäuse, welche sie mit Straußeneierplättchen verzieren wollten, herstellen sollte. Als jeder dies hatte, legten sie sich lange vor Sonnenaufgang auf die Lauer und erlebten tatsächlich den schönen Tanz, doch als die Sonne aufging und höher stieg, schlug die Ahnenfrau in die Hände und alles war vorbei.

Dies wiederholte sich nun jeden Tag, aber sie gaben die Hoffnung nicht auf und tatsächlich: Eines Morgens war die Ahnenfrau eingeknickt und nun kam ihre Chance. Sie machten sich bemerkbar, winkten die Frauen zu sich herüber und hielten ihnen schwingend das Schamfell und die Puderdose entgegen. Zu jedem Mann kam eine Frau und gemeinsam machten sie sich auf leisen Sohlen davon. Nun waren die Hai-//iom-Männer überglücklich, zogen aber wie bisher umher ohne zu wissen, was man mit diesen Frauen alles unternehmen konnte. Eines Tages aber waren sie wieder auf Wanderschaft gen Westen und begegneten dort Männern, die auch Frauen hatten wie sie. Doch zu ihrem großen Erstaunen sahen sie beide Menschenarten in jeder Größe, sogar ganz winzig kleine. Als die Hai-//iom sie fragten, woher sie denn diese hätten, wurden sie ausgelacht und sie zeigten ihnen ihre Spiele. Freudig darüber zogen sie heim und seither haben die Hai-//iom auch Kinder.“

Jäger und Gejagte

Einer der Farmarbeiter nutzte jedes Jahr seinen Urlaub, um in der Etosha-Pfanne ein Zebra zu erlegen. „Eines Tages kam er vom Urlaub nicht zurück. Während ich im Magistratsgebäude die Autolizenzen bezahlen musste“, erinnert sich Ilse Schatz, „wollte es der Zufall, dass ich sah, wie unser Hai-//iom in Polizeibegleitung und Zebrakopf in der Hand in den Gerichtssaal marschierte.“ Für das Wildern in der Etosha-Pfanne habe er eine Haftstrafe kassiert. Hinterher erzählte er Ilse Schatz, dass er das schon lange jedes Jahr mache, denn einmal im Jahr müsse er Zebrafleisch essen, sonst müsse er sterben. Bei den Hai-//iom gibt es viele Tabus, die von Sippe zu Sippe variieren. Es gibt Essensregeln und Verhaltensregeln, die mal für Frauen, mal für Kinder, mal nur für den Medizinmann, für eine bestimmte Familie oder gleich für die ganze Sippe gelten. Wie sie entstanden sind, welchen Sinn sie haben, ist heute oft nicht mehr nachzuvollziehen. Dennoch wird nach wie vor von vie-

len Buschleuten an den Relikten des alten Glaubens festgehalten.

1907 hatten die Deutschen das Etosha-Wildreservat eingerichtet. Der 1898 mit Aribib geschlossene Vertrag wurde ignoriert, die Buschleute im Park zusammengetrieben und als Arbeiter auf die Farmen gebracht. Bis heute sind viele Farmer auf die Buschleute als Arbeitskräfte angewiesen. 1975 waren fast 88 % aller San in Namibia in von Weißen geführten Landwirtschaftsbetrieben beschäftigt.

Noch waren ihnen der Zutritt in den Park und die Jagd erlaubt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Department of Nature Conservation eingerichtet. Buschleute durften sich wieder im Park ansiedeln. Sie sammelten Feuerholz, halfen beim Camp-Aufbau, hielten die Wasserlöcher offen und nahmen im Park Gelegenheitsjobs an. Viele züchteten Vieh. Ausgerechnet eine 1949 von der südafrikanischen Protektorsregierung gegründete Kommission zum „Schutz der Buschleute“ forderte dann die Vertreibung der etwa 500 Hai//iom, die noch im Etosha-Park lebten. Sie war beauftragt worden festzustellen, ob und welche Reservate für die Buschleute eingerichtet werden sollten. Im Falle der Hai//iom kam die Kommission zu einem negativen Ergebnis. Sie urteilte: Die Hai//iom seien als Farmarbeiter geeignet, weil sie westliche Kleidung trugen und sich an westliche Lebensmittel wie Tee, Kaffee und Zucker gewöhnt hätten. Also wurden die 500 Buschleute vor die Wahl gestellt: Sie sollten entweder ins Ovamboland gehen oder auf den Farmen der Weißen arbeiten. Am 1. Mai 1954 wurden sie per Regierungsbeschluss zwangsumgesiedelt.

Hilfe zur Selbsthilfe

Anfang 1996 wurde die Working Group of Indigenous Minorities in Southern Africa (WIMSA) gegründet. Anlass war die regionale San-Konferenz 1992 in Windhoek, bei der die Buschleute des südlichen Afrika erstmals die Möglichkeit hatten, sich untereinander auszutauschen und in einen direkten Dialog mit Regierungsvertretern und Vertretern von nichtstaatlichen Organisationen und Geldgebern zu treten. WIMSA setzt sich für die Rechte der Buschleute auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene ein. Die Working Group informiert über Rechte, unterstützt Schul- und Bildungsbemühungen und berät wirtschaftliche Unternehmungen. Ins Leben gerufen wurde WIMSA in Botswana. Koordinator des dortigen Büros ist der San-Geologiestudent Mathambo Ngakaeaja. Regionale Büros gibt es außerdem noch in Südafrika und Namibia. Im Vorstand der Working Group sitzen ausschließlich Buschleute: jeweils drei aus jedem Land. Das unterscheidet diese Hilfsorganisation eklatant von anderen, wie etwa der Nyae Nyae Development Foundation of Namibia (ehemals: Bushman Development Foundation, in den 50er Jahren von dem amerikanischen Dokumentarfilmer John Marshall gegründet). In den meisten anderen Organisationen sitzen ausschließlich Ausländer in den Chefetagen. Buschleute werden höchstens als Mitarbeiter akzeptiert. Selbst wohlgesonnene Helfer tun sich bis heute offensichtlich schwer damit, die Busch-

leute selbst ihre Situation einschätzen und ihre Zukunft bestimmen zu lassen. Wie gesagt, WIMSA ist eine der seltenen Ausnahmen. Finanziert wird die Arbeit der Gruppe teils von der EZE (Evangelische Zentralstelle für Entwicklung in Bonn) und teils von der norwegischen Regierung.

Ich treffe mich mit Axel Thoma, dem Leiter des namibischen Büros in Windhoek, um von ihm mehr über die aktuelle Lage der Buschleute in Namibia zu erfahren. „Wir schätzen, dass mehr als 60 % der San hier Analphabeten sind. Auf weiterführenden Schulen sind so gut wie gar keine zu finden“, berichtet Axel Thoma. Die Wehrlosigkeit der Buschleute rühre daher, dass sie nicht um ihre Rechte wüssten und keine traditionelle politische Organisation kennen, durch die sie Einfluss nehmen könnten. Nicht ein einziger San sei in der namibischen Regierung vertreten. Auch dort würden ihre Interessen von anderen Volksgruppen mehr schlecht als recht wahrgenommen.

Die Regierung Namibias verfolgt eine Politik nach dem Motto: „One Namibia - one Nation“. Stammesgegensätze sollen möglichst aufgehoben werden, damit keine Aggressionen wie etwa in Ruanda entstehen. Diese zu stark forcierte Politik in Richtung einer „one nation“ aber erwartet von kleinen ethnischen Gruppen so große Anpassungsprozesse, dass sie ihre Identität verlieren. Die SWAPO wird zum größten Teil von den Ovambo und Kavango gewählt. Folglich vertritt sie in erster Linie die Mehrheitsbringer. Die Interessen der Minderheiten werden erst nachgeordnet beachtet.

Axel Thoma: „Aufgrund des Kulturwandelprozesses können die San ihre Fähigkeiten und ihr Wissen in der heutigen Zeit kaum anwenden. Sie geraten in wirtschaftliche Abhängigkeit von anderen.“ Ein Grund mehr für WIMSA, die traditionellen Führer der Buschleute mit ihren Rechten und Pflichten vertraut zu machen. Die SWAPO fördert das Häuptlingssystem als Bindeglied zwischen Regierung und den einzelnen Gemeinschaften. Die Häuptlinge werden als Vertreter ihrer Stämme anerkannt. In der Tradition der Ovambo entscheidet allein der Häuptling über die Zuteilung des dem Stamm gehörenden Landes. Oder anders ausgedrückt: Wer keinen Häuptling vorweisen kann, hat bei der Regierung schlechte Aussichten, Landansprüche überhaupt geltend machen zu können.

Die Sanvölker bestanden traditionell aus Jagdscharen unter Vorleuten. Diese Gruppen aber haben keine genau festgelegten Führungsorgane und geben der egalitären Gemeinschaft den Vorzug. Mit dem Führungsamt in einer Jagdschar waren keine besonderen Vorrechte verbunden. Ja, die Menschen zögerten überhaupt, in der sozialen Rangordnung aufzusteigen, weil sie den Neid der übrigen fürchteten. Der Führer hatte gegenüber seinen Anhängern keine festgelegte Rechtsmacht und konnte ihnen seine Autorität deshalb nicht aufzwingen. Alle Probleme wurden und werden noch heute von der gesamten Gruppe besprochen. Frauen gelten als gleichberechtigt. Im Alleingang getroffene Entscheidungen bei der Lösung eines Problems werden zugunsten der allgemeinen Übereinkunft vermieden. Keine der Sangruppen hat außerdem irgendeine Form zentralisierter Macht über die einzelnen Jagdscharen hinaus entwickelt, um der Gruppensolidarität in größerem Umfang Ausdruck zu geben. Damit wären wir bei einem der Hauptprobleme, das bis-

her verhinderte, dass die Buschleute ihre berechtigten Ansprüche geltend machen konnten. Genau an diesem Punkt aber setzt WIMSA an. Die Working Group reichte gleich sechs Anträge bei der Regierung ein, in denen sie fordert, dass die Vorleute der in Namibia lebenden San als Häuptlinge anerkannt werden. Für die !Kung im Nyae Nyae Gebiet wäre es Tsamkxoa, für die des West-Buschmannlandes John Arnold und für die Hai-//iom Willem Aib. Die Anerkennung dieser Häuptlingsschaften würde bedeuten, dass die San „die Entwicklung in ihrem Bereich selbst managen und davon direkt profitieren könnten“, erläutert Axel Thoma.

Und das ist dringend notwendig. Denn immer wieder registrierte WIMSA Bestrebungen anderer Volksgruppen, wie etwa der Herero, sich selbst in dem offiziell anerkannten „Buschmannland“ im Nordosten Namibias niederzulassen. Denn in der Tradition der Herero, aber auch der Ovambo und Kavango, „gehört“ ein Stück Land nur dann einem bestimmten Stamm, wenn dieser es auch bewirtschaftet. Bleibt es dagegen länger als ein Jahr unbearbeitet liegen, wird es enteignet und an jemand anderen vergeben. In der Vorstellung dieser Volksgruppen bezieht sich „bewirtschaften“ ausschließlich auf Ackerbau und Viehzucht, nicht aber auf Jagen und Feldkost sammeln.

Gespanntes Verhältnis

Das Verhältnis von Regierung und Buschleuten ist auch heute noch gespannt, wie ein von sämtlichen Medien des Landes heftig diskutierter Vorfall im Oktober 1998 zeigt: Zwanzig Familien der Kxoe-San vom West-Caprivi im Raum Omega 3 und Chetto sind in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober von Soldaten der namibischen Armee (NDF) aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden. Was war geschehen? Die Klage gegen die NDF lautet, dass die Soldaten Kxoe-Camps betreten und die Buschleute unter der Androhung zu schießen aufgefordert hätten, die Camps zu verlassen. Die betroffenen Kxoe haben nach Angaben des Kxoe-Chefs Kipi George „aus Angst alles stehen- und liegenlassen“ und seien zum Teil bis nach Botswana geflohen. Ein Vorfall, der auch von Mishake Muyongo, Chef der namibischen Oppositionspartei United Democratic Party (UDP), bestätigt wird. Mindestens eine Woche lang seien Panzerwagen und Hubschrauber im Caprivi-Zipfel unterwegs gewesen um die Buschleute zu verhören, ob sie sich an einer „geheimen militärischen Ausbildung“ für eine „Geheimarmee Muyongos“ beteiligten. Muyongo wies eine solche Unterstellung als „weithergeholt“ zurück. Die regierende Partei und ihre Streitkräfte suchten nur einen Vorwand, die Leute einzuschüchtern. Denn im Caprivi treffe die Partei auf viele Menschen, die ihre politische Linie nicht unterstützten. Ein Großteil der Kxoe-San verfüge trotz mehrfacher Bitten immer noch über keine namibischen Identitätskarten oder sonstige Ausweise. Wenn die meist oshivambosprechenden NDF-Soldaten Kxoe-Siedlungen aufsuchen, gebe es nicht nur Verständigungsschwierigkeiten, sondern die meisten Einheimischen könnten nicht einmal den Nachweis erbringen, dass sie überhaupt Namibier seien. NDF-Sprecher Vin-

cent Mwange dagegen bestreitet eine Verjagung der KxoÈ. Es habe lediglich Befragungen gegeben, die im Zusammenhang mit einer Razzia im Caprivi stünden. Dort suchten Polizei und Militär nach illegalen Einwanderern und Grenzgängern aus Angola.

Das Misstrauen der regierenden Partei gegen die Buschleute sitzt tief. Denn die meisten San standen bis 1990 auf der Seite der südafrikanischen Armee (SADF). Das Caprivi-Gebiet spielt dabei eine Schlüsselrolle. 1961 erhoben sich die schwarzen Angolaner gegen die portugiesische Kolonialherrschaft. Buschleute wurden vom portugiesischen Geheimdienst als Kriegsspieler angeworben und ausgebildet. Als 1975 in Angola die erste Regierung mit schwarzer Mehrheit eingesetzt wurde, gab es Racheakte an den Buschleuten. Viele flohen nach Namibia. In dem Militärlager Omega im West-Caprivi wurden sie von der südafrikanischen Armee aufgenommen. Als landeskundige Fährtenleser wurden sie bei der Operation Savannah eingesetzt - Südafrikas verdecktem Versuch, die neue Regierung Angolas zu stürzen. Die SADF gestand lange Zeit später, den San mit der Deportation nach Angola gedroht zu haben, falls sie sich weigerten, an der Aktion teilzunehmen. Nach 1980 dienten Buschleute in ähnlicher Funktion bei der Verfolgung der von Angola aus operierenden namibischen Befreiungsarmee SWAPO.

„Ombili“ heißt Frieden

Am 19. März 1990 wurde Namibia unabhängig. Die meist in den Spuren-Batallionen dienenden Buschleute konnten wählen, ob sie in Namibia bleiben oder nach Südafrika gehen wollten. Etwa 4.000 entschlossen sich zur Umsiedlung. Die anderen blieben sich selbst überlassen. Klaus-Jochen Mais-Rische, der ein solches Batallion geleitet hatte, und seine Freunde Reinhard Friederich und Okker Brits fühlten sich für diese Menschen verantwortlich. Im März 1989 - nach dem Ende des Befreiungskrieges - gründeten sie die Ombili-Stiftung, gaben zunächst 220 land- und besitzlosen Hei-//iom und !Kung auf der Mais-Rische-Farm Hedwigslust (bei Tsumeb) ein neues Zuhause. Heute leben dort rund 350 Buschleute.

Seit dem Tod Klaus-Jochen Mais-Risches 1994 wird das Projekt von seiner Frau Beate geleitet. Ich nehme telefonisch Kontakt zu ihr auf, weil ich mir vor Ort ein Bild von der Stiftung verschaffen möchte. „Nein, nein“, wehrt sie zunächst ab. Sie habe keine Zeit. Und überhaupt, über ihr Projekt sei doch schon alles gesagt und geschrieben worden. Doch so leicht wird sie mich nicht los. Ich rede und rede - bis sie doch einwilligt. Wir vereinbaren ein Treffen für den 30. September. Nach kilometerlanger Schotterpiste tauchen weißgetünchte Häuser mit Wellblechdächern hinter den Bäumen auf. Auf einem steht in rostroter Schrift: „Du lernst für das Leben.“ Ich bin da. Beate Mais-Rische aber noch nicht. Ein Blick auf die Uhr stellt klar, ich bin zu früh. Kurz vor 11 Uhr ziehen Staubwolken über die Piste, sie kommt. Sie steigt aus dem Wagen, einen Picknick-Korb unter dem Arm, und rennt an mir vorbei. „Ich habe nicht viel Zeit“, wirft sie mir zu. Am Wochenende sei „Tag der offenen Tür“.

„Höchstens eine Stunde“, brummt sie noch, dann verschwindet sie in einem der Gebäude. Mit großen Kaffeetassen in der Hand kommt sie wieder heraus, reicht mir eine.

Dann beginnt sie zu erzählen. „Unser Ziel ist es, wenigstens einer kleinen Gruppe von Buschleuten zu ihrem Überlebensrecht zu verhelfen.“ Weil sie, wie eine UNO-Studie aus dem Jahre 1996 belege, in Namibia an letzter Entwicklungsstufe stünden. „Die Rückkehr der Buschleute zu ihrer traditionellen Lebensweise, dem Jagen und Sammeln von Veldfrüchten, ist nicht mehr möglich, da praktisch ganz Namibia entweder in Farmen oder Naturschutzgebiete eingeteilt ist“, meint Beate Mais-Rische. Ombili wolle die San befähigen sich selbst zu ernähren und ihr Leben von der Abhängigkeit Dritter zu lösen. Und das ist nicht einfach, sagt die Chefin von Ombili und erklärt auch gleich warum: „Das Leben und Handeln der Buschleute war stets auf die Gegenwart und den augenblicklichen Erfolg ausgerichtet.“ Wurde ein Stück Wild erlegt, so schlug man sich damit restlos den Magen voll. Konnten Früchte geerntet werden, genoss man sie unmittelbar. Gegrabenes Wasser musste sofort getrunken werden und konnte nur zum Teil in Straußeneiern aufbewahrt werden. Beate Mais-Rische: „Ihr Lebensmotto war ‚Der Tag kommt - der Tag gibt‘.“ Der Ombili-Stiftung sei klar, dass es unmöglich ist, diese Leute, die stets im Gruppendenken und gemeinsamen Tun verwurzelt waren, über Nacht an ein anderes Leben zu gewöhnen.

Drei Dorfgemeinschaften leben auf der Farm. Auch das ist eine Neuerung für die San, die traditionell in Sippen von 20 bis 30 Menschen durch den Busch zogen. Die Auflösung des Familienverbandes, der durch den Sippenältesten zusammengehalten wurde, sorgt immer wieder für Zündstoff. „Der sich aber einigermaßen in Grenzen hält, seitdem sich die Verbände räumlich voneinander getrennt haben“, sagt Beate Mais-Rische.

Zwischen 1990 und 1997 wurde ein Gemeinschaftszentrum erbaut, eine Schule, eine kleine Werkstatt und Wohnungen für Lehrer und Mitarbeiter. Die Buschleute haben sich auf dem rund 30 ha großen Gelände Grashütten gebaut, das der Farmbesitzer der Stiftung schenkte. Insgesamt stehen den San rund 10.000 ha zur Verfügung zum Sammeln von Naturmaterialien und von Veldfrüchten wie Beeren, Termitenpilzen, wildem Spinat, Knollen und Wurzeln. Weil nur noch wenig Wild vorhanden ist und um Streit mit Farmnachbarn zu vermeiden, ist die Jagd verboten. „Wer essen will, muss dafür arbeiten“, lautet eine der Ombili-Regeln. Fünf Stunden täglich arbeiten die erwachsenen San unter Anleitung in der Landwirtschaft, bauen Bohnen und Mahango (Hirse) an. Sie helfen bei der Versorgung der 100 stiftungseigenen Rinder und versorgen die mittlerweile rund 10 Strauße. Die San sollen sich so an einen geregelten Tagesablauf gewöhnen und lernen für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen. „Sie müssen säen, ernten und vorsorgen - nicht wie vorher nur ernten“, so Beate Mais-Rische.

Für die Kinder besteht Schulpflicht. Bis zur siebten Klasse wird in der stiftungseigenen Schule unterrichtet. Fünf Lehrer bemühen sich den Kindern Wissen zu vermitteln. Die Gehälter für drei Pädagogen werden durch das namibische Unterrichtsministerium gestellt. Zwei Vorschul-Pädagogen trägt

die Stiftung selbst. Die Vorschule hat sich deshalb als wichtig erwiesen, weil Schulkinder in Namibia zumindest in den ersten Jahren Anspruch auf Unterricht in ihrer Muttersprache haben. Doch da es kaum Lehrer gibt, die eine der Buschmannsprachen beherrschen, lernen die Schüler in Englisch und Afrikaans lesen, schreiben und rechnen. „Um das Schulpensum dennoch zu schaffen, bekommen sie in der Vorschule vermehrte Hilfe“, erläutert Beate Mais-Rische. Ein weiterer erschwerender Faktor: Von den Eltern der San-Kinder sind mehr als 60 % Analphabeten. Zwar bietet Ombili den Erwachsenen Abendkurse in Englisch und Afrikaans an, doch die sind nur schlecht besucht.

Probleme gibt es, weil Jungen und Mädchen zu früh miteinander schlafen, Verhütungsmethoden nur schwer akzeptieren. Alkohol ist streng verboten. Traditionelles Handwerk wird gefördert. Die Stiftung kauft kunstgewerbliche Gegenstände der Buschleute, wie Ketten aus Straußeneiern, Pfeile und Bögen, auf, um sie in dem Shop auf der Farm oder in Geschäften in Deutschland weiterzuverkaufen. Den Gewinn erhalten die Buschleute. Die finanzielle Unterstützung des Projekts erfolgt zu 95 % aus Deutschland, etwa durch die Deutsch-Namibische Entwicklungsgesellschaft in Bonn (DNEG) oder den Lions-Club in Mosbach/Neckar.

Die Mitbestimmung der Buschleute ist der Stiftung wichtig. „Ein von allen San gewähltes Buschmannkomitee (derzeit vier Männer und eine Frau) soll neben der ehrenamtlichen Direktion künftig die Geschicke der Stiftung lenken“, erläutert Beate Mais-Rische. Noch kann Ombili ohne Fördergelder nicht existieren. Doch langfristig soll das Projekt einmal selbständig von Buschleuten geleitet werden und auch finanziell auf eigenen Füßen stehen.

Schulreform

Zwar bemüht sich die SWAPO seit Regierungsantritt um eine Versöhnungspolitik und so bleiben die San weitgehend von Repressalien verschont. Längerfristig geplante Regierungsinitiativen, die den San aus ihrer gesellschaftlichen Randstellung heraushelfen könnten, gab es bisher allerdings nicht. Lediglich vereinzelte, halbherzig durchgeführte Projekte, die schnell im Sand verliefen. Kurz nach der Unabhängigkeit etwa hatte das Ministry of Land Resettlement and Rehabilitation den ärmsten Buschleute-Gruppen in Drimiopsis, Skoonheid, Aminus Corridor, Post 17 und Tsintsabis Farmen zugewiesen. Obwohl die Buschleute selbst nur wenig Vieh besaßen, waren die Farmen nach wenigen Jahren überweidet, weil andere ihre Herden auf das Land getrieben hatten. Und in der „Tsumkwe Secondary School“, die vor Jahren speziell für die San gebaut wurde, sind heute mehr und mehr Kinder aus anderen Bevölkerungsgruppen zu finden. Diese kommen sogar aus weitentfernten Orten wie Grootfontein und verdrängen die ansässigen Kinder aus der Schule. Das soll sich ändern: Das Ministerium für Grundbildung und Kultur (MGK) möchte bei der Schulausbildung der San-Kinder einen neuen Weg einschlagen. Denn keine andere Bevölkerungsgruppe Namibias weist prozentual mehr Analphabeten und Schulfrühabgänger auf als die Buschleute. San-Kin-

der und Lehrer aus dem ganzen Land wurden im August 1998 zu einer Konferenz nach Windhoek eingeladen, um ihre Vorstellungen eines adäquaten Schulunterrichts zu erläutern. Ihre Anregungen sollen helfen den Schulunterricht künftig attraktiver zu gestalten. Johannes Tjitjo vom MGK: „Es kann nicht sein, dass in Namibia sieben Jahre nach der Unabhängigkeit die Mehrheit der San-Kinder immer noch keine Schule besucht oder nach wenigen Monaten die Schullaufbahn wieder abbricht.“ Trotz aller guten Vorsätze bleibt Tjitjo skeptisch bezüglich der Frage, ob diese Probleme tatsächlich gelöst werden könnten. Jeder Lösungsansatz müsse auf der einen Seite einen für die San-Kinder interessanten Lehrplan beinhalten. Auf der anderen Seite müssten in der Schule aber auch Themen behandelt werden, die in Zukunft bei potentiellen Arbeitgebern gefragt seien. Hier müssten Kompromisse gefunden werden. Premierminister Hage Geingob beurteilt die Situation ähnlich: „Wir leben in einem dynamischen Zeitalter, in dem Wissen ein Gut ist, welches wichtiger ist als irgendein anderes. Um in der heutigen Welt zu leben und nach vorne zu streben brauchen wir Fertigkeiten, die nicht zu vermitteln sind, wenn sie auf traditionellen Grundlagen basieren.“ Die Regierung sei nun verpflichtet, sich dem Schicksal der San zu stellen und ihre Stellung in der Gemeinschaft Namibias durch eine neue Bildungspolitik zu erhöhen.

Buschmannland

Die im Sinne der Apartheidpolitik Südafrikas tätige Odendaal Kommission empfahl 1963, mehrere Reservate der Herero zu einem Homeland zusammenzufassen und bis zur Grenze von Botswana zu erweitern. Gleichzeitig erweiterte die Regierung auch die Grenzen des Kavangolandes nach Süden. Das Land dazwischen wurde „Buschmannland“. Diese Maßnahmen bedeuteten den größten zusammenhängenden Landverlust für die San in der Geschichte Namibias. 1959 nahm der erste Kommissar für Buschmann-Angelegenheiten seine Arbeit in der Bezirkshauptstadt Tsumkwe auf. Ziel seiner Politik: die Buschleute sesshaft zu machen und zu Ackerbauern und Viehzüchtern umzuerziehen. In Tsumkwe wurden für die San Häuser gebaut, Äcker angelegt und Lebensmittelverteilungen für Alte und Kranke eingerichtet. 1978 wurde nach dem Vorbild von Omega eine zweite SADF-Basis in Tsumkwe aufgebaut. Die Bevölkerung stieg drastisch an. Ehemals lebten dort 25 Menschen. Heute sind es gut 300. Soziale Spannungen führten zu einer Zunahme tätlicher Auseinandersetzungen. Prügeleien, Messerstechereien - meist unter Alkoholeinfluss - sind nicht selten. Die um Tsumkwe und in der Nyae Nyae Region des Buschmannlandes lebenden Ju/hoan sind die einzigen Buschleute in Namibia, die zumindest teilweise noch traditionell leben und jagen.

Ich beschließe mir diese Gegend näher anzusehen. An Grootfontein vorbei geht es auf der B 8 Richtung Rundu. Nach knapp 30 Kilometern entdecke ich auf der rechten Straßenseite das Hinweisschild „Tsumkwe“. Zwei Ersatzreifen habe ich verstaut. Der Tank ist bis obenhin voll. Zehn Liter Trinkwasser

blubbern hinter dem Fahrersitz. Ich atme tief durch, dann biege ich in die Schotterpiste ein. Eine von zwei oder drei „Straßen“ im Buschmannland. Die C 44 führt in gerader Linie bis zur 200 Kilometer entfernten Regionalhauptstadt. Benzin, so hat man mich gewarnt, ist im ganzen Buschmannland Mangelware und wohl auch in Tsumkwe nicht aufzutreiben. Die Telefonmasten enden mit dem letzten Farmzaun. Von nun an ist links und rechts der Piste nichts als Strauchwerk zu entdecken. Vier Stunden Fahrt ohne ein einziges entgegenkommendes Fahrzeug. Gelegentlich mache ich vereinzelte Strohdächer hinter dornigen Akazien und dürren Gräsern aus. Pappschilder weisen sie malerisch als Ortschaften mit wohlklingenden Namen wie Mangetti Dune oder Karakuwisa aus. Trampelpfade von irgendwo nach nirgendwo kreuzen den Schotterweg. 6.500 San sollen im Buschmannland leben. Ich bekomme jedenfalls keinen davon zu Gesicht. Endlich - ein Hinweisschild taucht vor mir auf: Willkommen in Tjum!kui (Tsumkwe). Ein ländlicher Slum, der an der Kreuzung zweier Straßen aus dem Busch gekrochen ist: Kirche, Schule, Polizeiwache, Krankenstation, Verwaltungsgebäude und eine rostige Zapfsäule - an der es tatsächlich kein Benzin gibt. Und knapp 40 shebeens, illegale Kneipen. Man kann sich darunter Bretterbuden vorstellen, an denen fast rund um die Uhr gezecht wird. Betrieben werden sie von Kavango und Damara, die den Buschleuten den letzten Cent aus der Tasche ziehen. Gut 100 Menschen dieser Bevölkerungsgruppen hat es in das Grenzland zu Botswana verschlagen. Zwar ist es ihnen verboten, sich im Buschmannland niederzulassen. Doch das gilt nicht für die Bezirkshauptstadt. Hier darf leben, wer will. Allzu offensichtlich wird ihr Treiben von der örtlichen Polizei toleriert.

Ich frage mich zur Tsumkwe Lodge durch. Betrieben wird sie von dem Namibier Arno Oosthuysen (38), einem ehemaligen SADF-Angehörigen, der blieb, als die Armee abzog. Jetzt zeigt er Touristen, die sich bis an die Grenze Botswanas verirren, die Schönheit des ursprünglichen Landes. Seit zwei Jahren bringt er sie auch in die Dörfer der Ju/!hoan. Sein alter Militärkollege John habe ihn darum gebeten, erzählt Arno Oosthuysen. John ist selbst Ju/!hoan. Zwölf Jahre war er als Fährtenleser bei der SADF. Jetzt ist er arbeitslos und auf der Suche nach einer Einkommensquelle.

Wir machen uns auf den Weg nach Djokwe, einem kleinem Dorf rund eine Stunde von Tsumkwe entfernt. 30 Menschen leben dort. Ein kleiner Sippenverband aus neun Familien. Auch die 2.500 Ju/!hoan sind längst sesshaft geworden. Manche, wie die Menschen in Djokwe, leben heute vom Ackerbau und der Viehzucht. Auf die Jagd gehen sie nur noch sehr selten. Einen kleinen Nebenerwerb verschaffen sie sich durch den Verkauf von Kunsthandwerk. Die Männer fertigen Bögen aus den Zweigen des Rosinenbusches an, die Frauen Ketten aus Mangettinüssen und Glasperlen oder aus Tambuttiholz. Als sie uns entdecken, kommen sie mit der bereits fertigen Ware auf uns zugehauert. „Thirty Dollar, twenty Dollar“, rufen sie und zeigen mir eine Auswahl ihrer Schmuckstücke. Bokxao, der Älteste des Dorfes, hat andere Sorgen. Er zieht uns zur mechanischen Wasserpumpe, die die kleine Siedlung mit Trinkwasser versorgt. „Die Elefanten haben sie auf der Suche nach Wasser verbo-

gen“, klagt der alte Mann. Es ist Trockenzeit. Die anhaltende Dürre hat die letzten natürlichen Quellen versiegen lassen. Der Geruch des lebensnotwendigen Nasses lockt die Wildtiere in die Dörfer der Buschleute. „Nachts trampeln sie an unseren Hütten vorbei“, schimpfen die Bewohner von Djokwe. Die Elefanten seien überhaupt zu einer Plage geworden. Über 500 streiften derzeit durch den Kaudom-Wildpark und das Buschmannland. Arno Oosthuysen repariert die Pumpe notdürftig, damit Mensch und Tier an diesem Tag nicht ohne Wasser bleiben. Wir fahren weiter. An Baobabs und versiegenden Tümpeln vorbei. An einer Wasserstelle zähle ich 130 Elefanten. In gebührendem Abstand warten drei Fleckenhyänen und zwei Schakale.

Zwei Stunden später kommen wir in De/íua an. In den sechs kuppelförmigen Grashütten dagegen leben sechs Familien, die noch traditionell jagen und Veldkost sammeln, darunter auch Johns Familie. Arno Oosthuysens Freund begrüßt uns. Ob wir Lust hätten, an einem Jagdausflug teilzunehmen, fragt er. Vier Jäger würden sich heute auf die Suche nach Springhasen machen. Und ob Lust wir haben! Gemeinsam mit Nqeisji (60), Kxao (55), K'í (50) und Nqeni (38) ziehen wir los. Jeder der Männer führt einen vier Meter langen Stock mit sich, der am Ende mit einem Widerhaken versehen ist. Busch, Busch, nichts als Busch. Dürres Strauchwerk, meterhohe Termitenhügel, trockenes Gras. Nur sengende Hitze. Keine Feldflasche mit Wasser. Kein Proviantkorb. Kein Schatten. Kein Lebenszeichen. Nur Fliegen, Fliegen, Fliegen. Nach einstündigem Fußmarsch rasten wir. Nqeni verschwindet hinter dem nächsten Strauch und kehrt mit den Blättern einer akazienartigen Pflanze zurück. K'í zieht sie mit einem angespitzten Stock faserig. Die einzelnen Fasern, die sich lösen, gibt er an Kxao weiter. Der rollt sie über seine Oberschenkel, bis sie die Dicke und Länge einer Schnur annehmen. Nqeisji, der beste Jäger der Schar, fertigt mit der Schnur eine Schlingfalle für Perlhühner an. Für die vier Männer ist der Busch wie ein Selbstbedienungsladen. Während mir lediglich die Dornen auffallen, die sich widerspenstig in meiner Hose verfangen haben, entdecke die Ju/íhoan auf Schritt und Tritt Brauchbares. Kxao sammelt an einem Baum Harz ein, das er sich gleich genüßlich in den Mund schiebt. Er reicht mir einen Klumpen. Neugierig mache ich es ihm nach und stelle erstaunt fest - das schmeckt fast wie Kaugummi und ist außerdem schön saftig. An einem drei Zentimeter dünnen Stiel erkennt Nqeisji, dass sich in der Erde eine Tsamas, eine Melonenart, versteckt hat. Wir graben sie gemeinsam aus und teilen uns die Frucht. Die Ju/íhoan kennen mehr als 80 essbare Pflanzenarten, Früchte, Beeren, Nüsse, Zwiebeln und Knollen. Die wichtigste auf ihrer Speisekarte ist die Mangettinuss, aus der sie einen sehr nährstoffreichen Brei anfertigen. Viele dieser Pflanzen sind sehr wasserhaltig und helfen den Buschleuten während ihrer Jagdstreifzüge, den Feuchtigkeitsverlust auszugleichen. Deshalb also keine Feldflaschen, denke ich. Kxao erzählt, dass er als junger Mann einmal auf der Farm eines Deutschstämmigen gearbeitet habe. Damals habe er auch ein paar Worte Deutsch sprechen können. Doch heute „haben seine Ohren die Worte wieder verloren“. Die Buschleute drücken viele Dinge sehr bildlich aus, stelle ich fest. Als K'í etwa von einem Traum erzählt, den er in der letzten Nacht geträumt hatte, sagt er „die Nacht hat mir erzählt“.

Nqeisji ist plötzlich ganz aufgeregt, er hat eine der Höhlen entdeckt, in denen die Springhasen hausen. Alle vier verteilen sich. Schieben ihre Haken-sonden in die unterirdischen Gänge und versuchen, das Tier mit dem Widerhaken festzuhalten. Nqeisji hat es geschafft. An der Stelle, an der sich der Springhase wohl befindet, beginnen die anderen wie wild mit bloßen Händen zu graben. Doch plötzlich schnaubt Nqeisji ärgerlich, das Tier konnte sich losreißen. Wieder und wieder versuchen sie es. Doch alle Mühe ist vergeblich. Widerwillig beschließen sie, in ihr Dorf zurückzukehren. „Unsere Frauen werden uns auslachen“, erklärt Nqeni mir ihre bedrückten Gesichter. Ich verkneife mir ein Schmunzeln. Die Wurzeln, Knollen, Beeren und Zwiebeln, die die Frauen bei ihren fast täglichen Streifzügen auflesen, decken 60 bis 80 % des Nahrungsmittelbedarfs.

Nqeni übersetzt meine Fragen. Der 38jährige spricht ausgezeichnet Englisch. Er arbeitete sieben Jahre lang als Polizist. Nach der Unabhängigkeit verlor er seine Stelle. Nun lebt er wieder bei seiner Familie. Ich will wissen, warum es im Buschmannland, abgesehen von den Elefanten, so wenig Wild gibt. Nqeni erklärt, dass die einzelnen Ju/hoan Gruppen das meiste Wild innerhalb kurzer Zeit erlegt hätten. Sie seien nicht, wie erlaubt, auf traditionelle Weise nur mit Pfeil und Bogen jagen gegangen, sondern mit Pferden und Hunden. Wer dabei erwischt werde, kassiere zwar auch im Buschmannland empfindliche Gefängnisstrafen, doch da es nur sechs Polizisten gebe ...

K'i schlägt vor, noch einen kleinen Umweg in Kauf zu nehmen. Dann könnten sie sich gleich wieder mit ihrem Pfeilgift eindecken. Nur sechs Stellen im Buschmannland gibt es, an dem der Diamphidia-Käfer seine Larven ablegt, aus denen die Ju/hoan das Nervengift gewinnen. 30 bis 40 Zentimeter tief haben sich die Larven in den Erdboden eingegraben. Aber vor den kundigen Augen der Buschleute gibt es kein Entrinnen. Eine nach der anderen wird ausgebuddelt und zwischen den Fingern vorsichtig zerdrückt. Mit der klebrigen Masse bestreichen die Ju/hoan ihre Pfeilschäfte. Drei bis vier Monate behält das Gift seine Wirksamkeit. Ein einziger Pfeil reicht aus einen Elefanten zu töten, auch wenn das Tier vielleicht erst nach drei oder vier Tagen verendet. Die Jäger warten ab, bis das Gift wirkt, dann nehmen sie die Spur des Tieres auf. Ein Gegenmittel gibt es bis heute nicht.

Ich frage sie, ob sie mit ihrer Lebensweise zufrieden sind. Nqeni antwortet: „Nein, das Leben hier draußen ist hart und entbehrungsreich. Wir wünschen uns ein besseres Auskommen für unsere Familien und für uns und unsere Kinder gute Arbeitsstellen.“ Viele Menschen im Buschmannland hätten Alkoholprobleme, weil sie für sich keine Perspektiven sähen. „Die alten Leute sind mit dem Leben, das sie führten und noch führen, zufrieden“, sagt Nqeni. Aber die Jungen locke das westliche Leben. Mal ein Motorrad haben, vielleicht, und ein Radio. Sich schicke Kleidung kaufen können, westliche versteht sich, und ausreichend Lebensmittel. Die Ju/hoan setzen auf den Tourismus. Sie hoffen, dass mehr Menschen ihr Gebiet besuchen. Vielleicht ihre Halsketten kaufen oder dafür zahlen, dass sie ihnen Einblick in ihr traditionelles Leben gewähren.

Das Geld verdienen die anderen

Das Leben aus und in der Natur macht die Buschleute in den Augen von Romantikern zu besonderen Menschen, zu Vertretern des ursprünglichen und wahren Menschseins. Werden sie doch meist als ökologisch verantwortungsbewusst, in Harmonie miteinander und ihrer Umwelt lebend, dargestellt. Diese Vision wird von professionellen Gästefarmern ausgebeutet. So wirbt Intu Afrika in seinem Prospekt etwa: „Intu Afrika - am Rande der Kalahari - wo die letzten Buschleute noch wie vor Jahrtausenden jagen und sammeln und in Frieden und Harmonie mit der Umwelt leben.“ Und Okonjima lockt mit dem Wissen eines seiner Besitzer - Wayne Hanssen -, der angeblich mit Buschleuten aufgewachsen sei. Ein Bushman-Trail wird dort angeboten, der Touristen Einzelheiten aus dem Leben der San vermitteln soll. Geführt wird der gut einstündige Rundgang aber nicht etwa von einem Buschmann selbst, sondern von einer weißen Angestellten und einem Kavango. Für viel Geld werden den Touristen dann „Weisheiten“ wie „Die Buschleute nahmen der Natur stets nur das, was sie benötigten“ aufgetischt. Dann wird gezeigt, wie die San mit trockenem Gras und Feuerholz eine Glut entfachten. Eine Grashütte kann man sich ansehen und ein Schamfell aus Springbock-Haut befügnern. Das war's.

Aber es gibt auch positive Beispiele. Wie etwa das von Reinhard Friederich, der neben Deutsch, Englisch und Afrikaans fließend Hei-//iom spricht. Er sitzt im Vorstand der Ombili-Stiftung und sein Interesse, Touristen die Welt der San näher zu bringen, ist echt. Dreizehn Buschmannfamilien leben auf seiner Farm. Auch er bietet Bushman-Trails an. Doch die dauern gut zwei Tage und beginnen zunächst in einem Klassenraum. Die San sind negroiden Ursprungs, erfährt man dort. Bereits vor über 15.000 Jahren nahmen sie ihr Leben als Jäger und Sammler auf. An die Naturverhältnisse passten sie sich vollkommen an. Nach der Regenzeit fielen ihnen Veldfrüchte in Hülle und Fülle zu. Während der Dürre lernten sie mit dem auszukommen, was sie vorfanden. Ein hartes Leben, macht Reinhard Friederich klar, das ihnen so manche menschliche Härte abverlangte. Wer in der Trockenzeit - aus Altersgründen oder wegen einer Krankheit - nicht in der Lage war mitzuziehen, wurde zurückgelassen. Bekam eine Frau Zwillinge, brachte sie das schwächere Kind um, weil die Milch nur für eines reichte. Die San glaubten, dass der Tod nur der Übergang in ein neues Leben ist und Gott dem gestorbenen Kind den Weg in ein besseres Leben weist. Reinhard Friederich: „In einer ihrer Fabeln heißt es, die San seien einst die einzigen Menschen gewesen, und auch in den Tieren haus-ten die Seelen verstorbener San, die in dieser Gestalt wieder zur Erde gekommen sind.“ Sie glaubten an einen allmächtigen Gott, der nur Gutes tut, und an einen, der sowohl zu Gutem als auch zu Bösem fähig ist. Heute sind die meisten San christianisiert. Häufig wird Reinhard Friederich mit der Frage konfrontiert: „Warum wollt ihr den Lebensstil dieser Menschen ändern?“ Seine Antwort lautet: „Sobald ihr ihnen mit dieser Shorts, diesem Hemd und diesen Schuhen gegenübertrittet, weckt ihr in ihnen den Wunsch, diese Shorts, dieses Hemd, diese Schuhe ebenfalls zu besitzen.“ Die Zeit sei nicht mehr

zurückzudrehen. Nun bleibe nur noch den San zu helfen, so gut wie möglich damit zurechtzukommen.

Nyae Nyae Development Foundation

Die Ju/’oan von Nyae Nyae sind die einzigen Buschleute in Namibia, die ein kommunales Landrecht auf ihrem angestammten Land besitzen. Sie sind heute im Besitz der Nyae Nyae Conservancy, einer Art Treuhandschaft, über ihr eigenes Gebiet. Diese sichert ihnen die alleinigen Nutzungsrechte der vorhandenen Ressourcen. Anders als in einem Wildpark darf in einer Conservancy auch Ackerbau und Viehzucht betrieben werden. Das bedeutet, die Buschleute bestimmen selbst, was in ihrem Gebiet getan wird und wer davon profitiert. Ein langer Weg, der mit dem Engagement der Familie Marshall begann. „1978 riefen der amerikanische Filmemacher John Marshall und die Entwicklungsanthropologin Claire Ritchie mit privaten Mitteln für die Ju/’oan einen Viehfond ins Leben, mit dessen Hilfe Vieh gekauft und Gärten angelegt wurden“, erzählt Wendy Viall von der Nyae Nyae Development Foundation. Viele Einwohner von Tsumkwe entschieden sich dafür, sich wieder in ihren Heimatgebieten niederzulassen. Künstliche Wasserstellen wurden angelegt. 1982 wurde die Bushman Development Foundation und heutige Nyae Nyae Development Foundation gegründet. Der Stiftung gelang es, internationale Organisationen als Sponsoren zu gewinnen. Den Ju/’oan wurden Gelder, Geräte und technische Beratung zur Verfügung gestellt. Heute betreiben sie in Nyae Nyae eine gemischte Wirtschaftsform aus Jagen und Sammeln, Rinderhaltung, Gartenbau und Souvenirproduktion - ergänzt durch Lebensmittelrationen von Regierung und internationalen Organisationen. Die Schüler werden mit Mahlzeiten in der Schule versorgt.

Perspektiven

Dem Tourismus wird eine immer größere Bedeutung zukommen. Für 1997 zählte das Ministry of Environment and Tourism bereits über 500.000 Touristen. „Mögliche Einnahmequellen für die Buschleute könnten die Einrichtung von Übernachtungsmöglichkeiten, geführte Touren, Reitangebote, Vogel- und Wildbeobachtungen, Sammeln von Veldkost sowie Verkaufen von Feuerholz sein“, meint Axel Thoma von WIMSA. Erste Schritte in diese Richtung sind bereits getan. So richteten die Buschleute des westlichen Buschmannlandes bereits ein in Eigenregie geführtes Rastlager ein, das Omatako Valley Rest Camp. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten wirft das Unternehmen jetzt zum Stolz der Betreiber erste bescheidene Gewinne ab. Das Bewusstsein der Buschleute hat sich verändert. Immer mehr von ihnen betrachten ihr Kunsthandwerk, ihre Musik- und Tanztraditionen wie ihre genaue Kenntnis der Umwelt als Güter, von deren Vermarktung sie profitieren wollen.